

Schule

Unsere Autorin SOPHIE REBMANN ist zweisprachig aufgewachsen – wie jedes fünfte Kind in Deutschland. In der Schule war ihre Herkunftssprache nichts wert. Heute sagt sie: Was für eine Verschwendung!

Es gibt einen Moment in meiner Kindheit, der zu einer Familien-erzählung geworden ist, so oft berichten meine Oma und meine Mutter davon. Wir waren im Urlaub in unserem zweiten Zuhause in Polen und hatten die Nachbarn zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Ich war drei oder vier Jahre alt und kam aus dem Garten angerannt. Auf Fotos aus dieser Zeit habe ich einen blonden Topfschnitt und trage bunte Sommerkleidchen. Ob ich nicht etwas trinken oder essen wollte, fragte Mama. »Oczipineczkę«, sagte ich.

Die Nachbarn, eine Lektorin und ein Professor für Linguistik, staunten. Ein Kind, das im Ausland aufwächst, verwendet ein solches Wort? Ich hatte mir nicht einen *kawalek* (ein Stück) oder *trochę* (ein bisschen) von dem Kuchen gewünscht, sondern: eine *oczipineczkę*. Man könnte es grob mit einer »klitzekleinen Kleinigkeit« übersetzen. Nur ist das Wort schöner, literarischer. Ich hatte es aus einem Band mit Kindergedichten, aus dem meine Mutter mir vorlas. Der goldene Pan Samowar, ein personifizierter russischer Wasserkessel, gießt dem Langschläfer darin nur noch eine »oczipineczkę« heißes Wasser ein.

Als kleines Kind war die Zweisprachigkeit mein Schatz. In meiner polnisch-deutschen Familie mischten sich die Sprachen in den Gesprächen am Esstisch und in den Bücherregalen. Später übersetzte ich stolz die Speisekarten und Werbetafeln, wenn wir in Krakau waren.

Doch als ich in Böblingen aufs Gymnasium kam, hatte mein Polnisch dort keinen Platz. Die Schule wollte mich nur einsprachig. Heute macht es mich wütend, dass sie einen Teil von mir zum Verstummen bringen wollte.

Jedes fünfte Kind in Deutschland spricht zu Hause mindestens eine weitere Sprache, das ergab eine Studie des Instituts der deutschen Wirtschaft aus dem Jahr 2019. Doch nach wie vor wird das vor allem als Problem, nicht als Gewinn gesehen: Die möglichen Defizite im Deutschen stehen im Vordergrund, die weiteren Sprachen werden missachtet, mitunter wird gar versucht, sie vom Schulhof zu verbannen.

Vor drei Jahren machte eine Strafarbeit Schlagzeilen. »Die Schulen sind Deutsch«, stand da in Kinder-Schreibschrift, füllend blau auf weiß. »Wir dürfen die Muttersprache nicht sprechen.« Das Mädchen, das sie verfasst hatte, ging in Blumberg im Schwarzwald zur Schule. Dort hatte sie sich auf einem Klettergerüst mit ihrer Freundin auf Türkisch unterhalten. Die Pausenaufsicht verhängte dafür eine Strafarbeit – in der Schule dürfe nur Deutsch gesprochen werden. So berichtet es der Rechtsanwalt der Familie.

Die Nachricht trieb mir die Tränen in die Augen. Denn ich wusste: Leute, die solche Strafen verhängen oder in Kommentarspalten über Verständigungsprobleme sinnieren, verstehen nicht, was Türkisch für das Mädchen bedeutet! Dass Mehrsprachigkeit für Menschen wie sie und mich Teil unserer Identität ist.

Ich bin zwar in Deutschland geboren und habe den Großteil meines Lebens hier verbracht. Aber den Sprachenschatz wollte ich nicht verlieren. Dafür musste ich jedoch jeden Samstag nach Stuttgart fahren, zum muttersprachlichen Unterricht in die polnische Schule. 40 Kilometer hin, 40 Kilometer zurück. Die Sechstageswoche nervte, aber ich hinterfragte sie nicht, trennte Polnisch von Deutsch wie Plastik vom Papiermüll.

Ich hätte eigentlich viel früher merken müssen, dass meine Sprache ausgeschlossen wird. Als ich in der dritten Klasse in Baden-Württemberg Französisch und später Englisch lernte, aber Polnisch oder Persisch nicht einmal erwähnt wurden. Als ich später Latein wählen konnte, nicht aber Russisch oder Arabisch – Sprachen, die von vielen Millionen Menschen gesprochen werden. Oder als meine Mutter im Supermarkt und auf der Straße an manchen Tagen plötzlich Deutsch mit uns sprach, weil sie keine Kraft hatte für die abschätzigen Blicke.

So geht Mehrsprachigkeit verloren. Und mit ihr schwindet für die Gesellschaft der leichte Zugang zu anderen Ländern, Kulturen und Denkweisen. Es ist Zeit, das zu ändern und endlich herkunftssprachlichen Unterricht an regulären Schulen anzubieten.

Mehrere Sprachen gleichzeitig zu lernen überfordert Kinder nicht, da ist sich die internationale Forschung mittlerweile einig. Wer mit zwei Sprachen aufwächst, kann diese nicht nur gut auseinanderhalten, sondern auch leichter weitere lernen, das belegen Studien.

Auch ich habe über das Polnische viel mehr gelernt als Polnisch: französische Aussprache zum Beispiel, von der meine Lehrerin in Böblingen begeistert war. Dabei dachte ich einfach *dō rię*, wenn ich »de rien« sagte, und »*ze mapell Sophie*«, wenn ich mich vorstellte. Als die Klasse im Englischunterricht mit dem *past progressive* kämpfte, übersetzte ich mir das mit dem polnischen *aspekt niedokonany*. Und auch im

Geschichtsunterricht nutzte mir mein Extraunterricht: Frankreich sei in Europa das erste Land mit einer Verfassung, sagte die Lehrerin. Dabei hatte ich das, samstags über mein Geschichtsbuch gebeugt, über Polen gelesen. Zu Hause verglich ich die Daten. Die französische Verfassung: 3. September 1791. Die polnische *Konstytucja 3. Maja*: am 3. Mai 1791. Ich lernte, dass auch Lehrerinnen Fehler machen.

Die kleinen Bildungsbrücken erwähnte ich aber nur zu Hause. Die Herkunftssprache ist Privatangelegenheit, das hatte ich ja gelernt. Neue Ansätze der Sprachwissenschaft wollen das ändern. Translanguaging heißt das Konzept, das Schüler einlädt, ihre unterschiedlichen Sprachkenntnisse offensiv zu nutzen, sie etwa bei Recherchen im Geschichtsunterricht anzuwenden.

Im März, als die ersten Kinder und Jugendlichen aus der Ukraine kamen, forderte das Beratergremium der Kultusministerkonferenz, die Ständige Wissenschaftliche Kommission, sie sollten ergänzend zum Unterricht auch in ihrer Herkunftssprache lernen können – in der deutschen Schule, von Lehrern, die vom deutschen Staat bezahlt werden. Bilingualität

brauchte, um im Dazwischen, in dem meine Familie lebte, nicht verloren zu gehen.

Die in Baku (Aserbaidschan) geborene Schriftstellerin Olga Grjasnowa, Autorin des Essays *Macht der Mehrsprachigkeit*, sagt, man brauche die Herkunftssprache, um wirklich in Deutschland anzukommen.

Einen herkunftssprachlichen Unterricht getrennt von der deutschen Schule gibt es seit den 1960er-Jahren. Er war für die Gastarbeiterkinder aus Italien oder der Türkei gedacht, um ihnen die Rückkehr zu erleichtern. Auch die sieben Standorte, an denen der polnische Staat in Deutschland den herkunftssprachlichen Unterricht organisiert, richten sich offiziell an »polnische Staatsbürger, die sich zeitweise im Ausland befinden«. Dabei leben die meisten Kinder und Jugendlichen seit Jahren hier.

Baden-Württemberg und Bayern überlassen den herkunftssprachlichen Unterricht bis heute den Auslandsvertretungen, mitunter mit ungewollten Nebenwirkungen. So lernen die Kinder dort zum Beispiel nicht nur Türkisch, sondern auch türkischen Nationalismus.



Die Journalistin Sophie Rebmann, 31

wirke sich positiv auf die kognitive und sprachliche Entwicklung aus, argumentieren die Bildungsforscher. Vor allem aber sei die eigene Sprache »ein zentraler Bestandteil von kultureller bzw. ethnischer Identität«, die wiederum das Selbstwertgefühl steigere. Solche Sätze hätte ich – von offizieller Seite – gern schon früher gelesen.

Für mich waren meine Sprachkenntnisse nur als kleines Kind ein Schmuckstück, das ich stolz trug. Später wurden sie zu einer Art Tarnumhang, der mir erlaubte, in beiden Ländern unhinterfragt dazuzugehören: Solange ich jeweils die »richtige« Sprache sprach und meine deutsch-polnische Familie nicht erwähnte, akzeptierten mich die Menschen als deutsch oder polnisch.

Meine Angst vor dem deutschen Akzent wuchs, als eine Polin in unsere Nachbarschaft zog, die mit ihrem Sohn nur Deutsch sprach. Wenn er auf ein Fahrzeug zeigte und begeistert »Traktor« oder »Feuerwehr« rief, rollte ein polnisches R durch seine Worte, wie bei seiner Mutter. Polnisch lernte er nicht. Für mich war das ein Albtraum. Nur beide Sprachen gaben mir das Selbstbewusstsein, das ich

Mittlerweile sind die Lektionen aus meiner Samstagsschule wichtiger denn je. Seit die Regierungspartei PiS in Warschau die Geschichte umdeutet, LGBTI-Personen diskriminiert und Frauenrechte beschneidet, als geht sie wild wuchernde Obstbäume, werde ich immer wieder auf die Politik in Polen angesprochen, soll erklären, mich positionieren. Jedes Mal bin ich dann dankbar, auch anspruchsvolle polnische Texte lesen zu können, anstatt mich auf die wenigen Berichte zu verlassen, die deutschsprachige Medien über meine polnische Heimat veröffentlichen.

»Deutschland ist ein multilinguales Land, das muss sich in den Schulen stärker zeigen, als es aktuell der Fall ist«, sagt Till Woerfel vom Mercator-Institut für Sprachförderung und Deutsch als Zweitsprache. Häufig sind die Sprachniveaus der Schülerschaft unterschiedlich, und die Altersspanne ist groß. Dieser Heterogenität zu begegnen sei »total schwer«, zumal die Lehrkräfte didaktisch oft nicht ausreichend ausgebildet seien. In vielen Fällen reiche es für eine Anstellung aus, wenn sie ihre Herkunftssprache nur beherrschen würden. Daher drängt Woerfel auf Studiengänge und Fortbildungen für Lehrkräfte.

Immerhin: Türkisch als herkunftssprachlichen Unterricht bieten mittlerweile einige deutsche Unis an. »Doch man muss schon wirklich Glück haben, um guten Unterricht zu bekommen«, sagt Woerfel.

Ich hatte dieses Glück außerhalb des deutschen Schulsystems an der Wilhelm-Keil-Gemeinschaftsschule in Remseck am Neckar. Wenn ich sie heute an einem Samstag besuche, klappt noch immer eine Parallelwelt auf. Die polnischen Lehrerinnen holen Schulbücher, Marker, Hefte und einen Drucker aus ein paar grauen Metallspinden im Flur; der Elternbeirat stellt einen Tisch auf, an dem er Toasts, Waffeln und saure Gummischlangen verkauft.

Ich fühle mich zu Hause, in dieser improvisierten Welt, auch nach mehr als zehn Jahren. Die Menschen hier kommen mit, wenn ich von einer in die andere Sprache springe. Dennoch wirkt die Schule, als habe sie sich nur kurz in die deutsche Welt hineingeschlichen: Im Regal an der Wand liegen Hefte und Bücher der deutschen Klassen, und an der Tafel stehen Termine für Mathe- und Englischklausuren. »Benehmt euch! Wir sind hier zu Gast.« Das sagen die Lehrerinnen heute noch.

Im Klassenzimmer, in dem die beiden Abschlussklassen gemeinsam unterrichtet werden – je höher die Stufe, desto kleiner der Jahrgang –, fragt Edyta Mitka-Matejko, Lehrerin und Schulleiterin: »*No i co ja mam z wami zrobic?*«, was soll ich nur mit euch machen? Eigentlich hätten die Jugendlichen eine Präsentation halten sollen, es ist der dritte Anlauf. Aber wieder hat sich niemand vorbereitet. Zu viel zu tun. Stattdessen also ein Fernsehbericht des polnischen Senders Polsat News: die Jugendwörter des Jahres 2021. Ich kenne keines davon. Auch die Jugendlichen, mit denen ich am Tisch sitze, lernen sie wie Vokabeln. Manche fischen im Gespräch mit der Lehrerin immer wieder nach Wörtern. In der Pause sprechen dann fast alle Deutsch, ist einfacher.

Ich habe damals nicht so lange durchgehalten wie sie. Nach einem Auslandsjahr in den USA kehrte ich nicht mehr zurück. Ich hatte an der deutschen Schule genug aufgeholt und für Extraunterricht am Samstag keinen Kopf mehr. Ein Verlust, den außer mir kaum einer bemerkte, da das Polnische in meinem offiziellen Bildungsgang keine Rolle spielte.

Um das zu ändern, schlägt Dita Vogel, die an der Universität Bremen ein Forschungsprojekt zu transnationaler Mobilität an Schulen geleitet hat, eine pragmatische Lösung vor: schulübergreifenden Online-Unterricht. Dafür müssten im Stundenplan feste Zeiten vereinbart werden, die im gesamten Bundesland für die Extrastunden freigehalten werden. Schüler unterschiedlicher Herkunft könnten gemeinsam im Klassenzimmer sitzen und von einer fachfremden Lehrkraft beaufsichtigt werden.

Mir hätte das damals schon gereicht, um mich nicht jeden Samstag um halb sieben aus dem Bett quälen zu müssen. Polnisch in der siebten Stunde oder nachmittags hätte ich lieber gehabt.

Vogel fordert zudem, dass die Noten aus dem herkunftssprachlichen Unterricht im Zeugnis auftauchen. Das ist bis jetzt nur in Niedersachsen, Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen der Fall, in den anderen Bundesländern wird lediglich die Teilnahme vermerkt. Die Forscherin setzt sich auch dafür ein, dass Herkunftssprachen als prüfungsrelevante Fächer im Abitur zugelassen werden. Bisher gilt: Wer das Abi bestehen will, muss Sprachkenntnisse in zwei weiteren Sprachen nachweisen – die Herkunftssprache zählt nur, wenn sie als offizielle Fremdsprache gelehrt wird. Allein Sachsen macht da eine Ausnahme.

Vielleicht muss aber auch der Herkunftssprachenunterricht selbst infrage gestellt werden. Das zumindest klingt in Gesprächen mit allen Wissenschaftlern an. Was, wenn es einfach Sprachunterricht für alle gäbe, für manche als Fremdsprache, für andere als Erst- oder Herkunftssprache? Damit auch Kinder, die zu Hause nur Deutsch sprechen, Polnisch, Arabisch oder Türkisch lernen können. Damit sie die Chance haben, selbst zu entscheiden, welche Sprache cool ist.

Lange glaubte ich, wer dazugehören will, müsse akzentfrei sprechen. In den letzten Jahren wurde ich stiller, wenn ich in Polen war. Mal verunsicherten mich meine wackelnden Vokale. Mal ging ich Sätze im Voraus im Kopf durch, um die Worte aus den Ecken meiner Erinnerung zusammensammeln. Erst mit dieser Recherche lernte ich: Sprachen sind keine Computerspiele, bei denen man 100 Prozent erreicht.

Als ich letztes in Polen war, habe ich wieder drauflosgequatscht, mich auch mal verhaspelt – und dabei wieder freier gefühlt. Die Sprache spiegelt eben meine deutsch-polnische Identität wider. Dass ich damit gelegentlich auffalle, stört mich nicht. Na, ja, nur noch eine *oczipineczkę*.

www.zeit.de/vorgelesen

Mój polski skarb

Mein polnischer Schatz

Mehr Wissen

NRW ist bei der Förderung der Mehrsprachigkeit am weitesten. Im Jahr 2020 haben dort über 100.000 Schüler und Schülerinnen am herkunftssprachlichen Unterricht teilgenommen. Damit Schulen eine Sprache anbieten, müssen 15 Kinder zusammenkommen.

Links zu den Quellen der Themen dieser WISSEN-Ausgabe finden Sie unter www.zeit.de/wq/2022-33